



Im Hexenring.

Roman von **A. Schoebel.**

(5. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„amahl!“ Er rief den Namen, den er beim ersten Zusammensein von ihrem goldenen Nädelchen abgelesen hatte. Seine Stimme dröte leicht. Nun hatte er sie nicht mehr erwartet, nach tagelanger Verdrossenheit über ihr Ausbleiben.

Sie fuhr zusammen. Er wußte ihren Namen? Eigentlich wunderte sie's kaum. Die blitzenden, leuchtenden Augen, die sahen wohl allen Menschen und allen Dingen durch und durch.

Scheu und beschämt schob sie sich näher. „Sie werden doch nicht auf mich gewartet haben?“

„Jeden Tag bin ich hier gewesen.“ Ein Lächeln kränzelte seine Lippen, als er bemerkte, wie sie den Hut, den er trug, mit dem Blicke streifte. „Mußte inzwischen einen neuen Hut anschaffen. Ich dachte, Sie würden nie wieder kommen.“

„Eine von unseren Damen hatte ich zu pflegen. Die Schönste, die Stimme, die Traurige. So krank, wie sie war! Da konnt' ich nicht fort.“

Jetzt stand sie ganz nahe vor ihm. Warum erschien ihr plötzlich anstatt seiner feingliedrigen Gestalt im weißen Anzuge das armseltige Gerippe des Gauflers? Warum mußte sie an seine letzten Worte denken? Die Sonne schien doch, so hell, so strahlend! Und das Leben war schön! Wie schön!

Langsam streckte sie die Hand mit dem Hute und dem roten Blumen aus. Ihr Korb fiel zu Boden. „Ich danke Ihnen, tausendmal. Hier ist Ihr Eigentum zurück. Und die Blumen, — ich dachte, vielleicht könnten Sie sie brauchen.“

Ein rascher Blick flog von den roten Blüten zu dem Mädchenskopfe. Des Malers Hand faßte nach den Mohnblumen und befestigte sie in Büscheln neben Hannahs Schläfen.

„Gewiß kann ich sie brauchen. Sie fallen mir geradezu vom Himmel für mein Bild.“

Mit einer raschen Wendung drehte sich Hannah der Staffelei zu. Ein paar Papierblätter lehnten gegen die Leinwand. Bunte leichte Striche darauf hingeworfen, die Andeutung einer Gestalt, eines Gesichtes.

Dieses Rot flog plötzlich über des Mädchens Züge. Das, das — konnte es möglich sein? So hell, so blond blickte sie's ja an aus dem

großen Spiegel, der in der Stube der Forellenwirthin hing, wenn sie ihn blankputzte und rieb.

Sie preßte die Wimpern zusammen, sie beugte sich weiter vor — kein Zweifel. Sie selbst war's.

„Sie wollten doch ein Märchen malen —“ stammelte sie betroffen, bis ins Herz hinein erschrocken und beseligt.

Maßfräuleins her ein bißchen mit der Kunst Bescheid wissen und verstehen, daß ich ein Modell haben muß für die Gestalt hier.“

Sie nickte ernsthaft. „Ich weiß. Die Maßfräuleins malen keine Kuhflume und keinen Sandhaufen ohne Modell. Das Fräulein Wiene hat oft Bauernmädchen und Bauernburschen im Garten, die sie konterfeit. Muckeduckestill sitzen müssen sie unterweil.“

„So still müßten Sie auch sitzen, Fräulein Hannah, und oft, und viele Stunden lang! Was Sie da sehen, das sind ja nur schlächtig hingeworfene Pastellstriche. Die hab' ich aus der Erinnerung gemacht. Und wie ich sie jetzt mit der Wirklichkeit vergleiche, finde ich sie schlecht und schief, und — ach, wie farblos.“

Seine Blicke glitten über das leuchtende Haar, das blaßrothe Gesicht Hannahs hin. Ein paar rasche Handgriffe, und die Pastellstriche waren ausgelöscht.

„O —! rief Hannah betäubt. Nun war ihr Spiegelbild verschwunden. „Warum haben Sie das getan?“

Er lachte sie an. „Weil ich's besser machen will —“

Lange blickte er auf sie hin — aus halbgeschlossenen Augen. Und sie fühlte, daß er an ihr studieren wollte und daß er jetzt arbeite, — so, wie sie die Maßfräuleins oft hatte arbeiten sehen, — mit den Augen.

Regungslos stand sie mit feierlichem Gesicht, als befände sie sich in der Kirche neben dem Altar.

Und ein Windhauch kam und bewegte ihr blondes Haar und spielte mit den blutroten Blumenblättern.

Der Maler wiffte leise zwischen den Zähnen. „Ob ich's treffen werde! Ob ich's treffen werde!“ Und dann schloß er die Wimpern völlig, um die Gestalt, die er soeben mit dem Blicke in sich aufgenommen, in das Bild zu verwandeln, das ihm vorsehwebte. In das Märchen.

Regungslos stand Hannah da. Aber ihr Herz klopfte, immer lauter, immer rascher. Und plötzlich liefen ihr die Tränen übers Gesicht.

Sofort kam er herüber. „Sie weinen?“ fragte er erschrocken. „Weil ich doch nicht taugen werde für ein Bild von Ihnen.“ Sie ließ den Kopf auf die Brust fallen.

„Trübsichtes kleines Mädchen. Wahrhaftig, große Tränen. Aber auch die kann ich brauchen. Wenigstens ihre Spureu. Kommen Sie jetzt.“ Er griff nach einer Mappe und steckte ein Paket Pastellstifte zu sich. Dann schritt er ihr voran. „Kommen Sie nur.“ Sie ging neben ihm her, zwischen den Königsferzen hin. Die wuchsen



Prinz August Wilhelm von Preußen als Gast König Ferdinands von Bulgarien
in der fleisamen Uniform eines bulgarischen Oberleutnants des XII. Infanterie-Regiments. Der Prinz trägt den bulgarischen St. Kyriell-Orden.

„Ist das kein Märchen?“ Ganz langsam tgm's von seinen Lippen.

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Gott, wie sie sich schämte!

Leise trat er zu ihr. Vorsichtig griff er nach ihren zitternden Fingern. „Fräulein Hannah,“ jagte er bittend, „wenn Sie mir nicht helfen, mein Bild fertig zu machen, dann muß ich's für immer im Herzen behalten und kann es niemals auf die Leinwand bringen. Sie werden ja von Ihren

nicht bis in die Wolken wie in ihrem Traum, die leuchteten keinem Priester im Dom. Aber auch keine Glockenstimme rief laut und schrill, grell und blechern. Und der, nach dem sie sich gesehnt hatte, war bei ihr, Sie brauchte ihn nicht zu erwarten.

Netzt traten sie unter die Bäume. Kähler wehte es, fast schaurig. Die Sonnenstrahlen versingen sich im dichten Gezweig. Es roch nach feuchtem Moos, nach rinnendem Harz, — die Stämme schoben sich enger zusammen, der Boden wurde weich, morastig. Ein Dornenstrauch streckte seine Zweige aus wie verkrüppelte Arme.

Hannah blinzelte hinüber. Ein dumpfes Gefühl der Angst stieg in ihr auf. Plötzlich reckte sie die Hand aus, von ihren Lippen flog's: „Mein Gut, — da hängt er!“

Wahrhaftig, ein wenig verzogen von der Feuchtigkeit der Mächte, baumelte da ein weißes Hütchen. Und eine große Kreuzspinne saß mitten darauf, still, wie schlafend.

Schaudernd schüttelte Hannah das Tier ab. Nun wußte sie, wo sie war. Sie blieb stehen.

„Ich möchte nicht weitergehen —“ hat sie schüchtern.

Ihr Begleiter hatte schon die Auten des Dornenstrauches erfaßt und auseinandergebogen. „Noch drei Schritte. Kommen Sie nur.“ Er zog sie durch die Dornenhecke hindurch.

„Ach nein! Ach nein! Nicht hierher. Um Gottes willen nicht —.“ Zitternd sträubte sie sich.

Da lag er schon vor ihr, der Kreis, der Kranz. Breit gezogen an der einen Seite, und an der anderen, die vor wenigen Tagen noch dünn zum Zerreißen gewesen war, üppig geschwollen. Aus Hunderten von Schwämmen gebildet, aus feurigleuchtenden, wie in vergiftetes Blut getauchten Schwämmen.

Ein Ring, ein Herenring! —

Sie griff nach dem Armel ihres Begleiters. „Fort von hier,“ raunte sie. „Geschwind. Hier ist's nicht geheuer. Hier weht's und wimmert's. Drüben im Ring Verzauberung, Jammer, Verderben.“ Mit aller Kraft zog sie an seinem Arme. „Kommen Sie fort. Um Gottes willen.“

Da wandte er sein Gesicht. Er lächelte.

„Abergläubisch, Kleine? Treten Sie nur hier auf das Moos. Weich ist's wie ein Teppich. Vor Tagen schon hab' ich die Stelle entdeckt. Wunderbar gerabegul! Diese Stimmung, dieser Farbensauber. Und dieses Hellbunkel! — Und als ich danach Sie sah, kleines Mädchen, da tauchte ein Bild auf vor mir — Als ich Sie sah mit der Kinderfurcht im Gesicht, mit dem Vagen in den Augen, mit dem schmalen, schlanken Körperchen, ach Sie, Sie im Herenring! Der faulende Baumstamm mit Gnomenarmen nach Ihnen greifend, — ganz verstockt, ohne daß Sie es merken. Sie sitzend auf dem Stamme, und um Sie her, über Ihnen, zu Ihren Füßen, nichts als Verzauberung. Die leuchtenden Pilze, der Gnom, die Kröte da mit goldenen Augen — die Dornen wie gepreizte Finger.“

Hannah blickte ihn an. Scheu — von der Seite. Wie schön er sprach! Wie seine Augen blitzten!

Jetzt machte er ein paar Bewegungen, als male er etwas in die Luft hinein: „Sie im Herenring! Starck durch sich selbst inmitten allen Zaubers. Angst auf den Füßen, aber im Herzen, in den Augen, die süße Zuericht auf den Königssohn, der kommen wird, Sie zu erlösen.“

Hannah faltete die Hände. Ihr war's, als stöcke das Leben in ihren Adern.

Da senkte sie den Kopf. „Was soll ich tun?“ „Dort niedersitzen. Weiter nichts. Wie Sie's tun, wird's ein Märchen sein.“

Noch einmal bedte sie zurück. Schauernd. „Es ist ein Herenring, und Fluch trifft den, der hineintritt.“ Sie sagte es langsam, mit einer ganz fremden, klanglosen Stimme.

Er runzelte die Stirn, verstimmt durch den Gedanken, sie könne sich schließlich allen Ernstes fräuben.

„Aber das sind doch Ammenmärchen! Glauben Sie wirklich, daß hier nachts die Dämonen tanzen?“ Er stieß den Hut aus der Stirn. „So hüten Sie sich meinewegen, einen von den Pilzen zu zerbrechen, und treten sie rasch hinüber, mit einem Schritt.“

Tieferrnt blickte sie ihn an. Konnte er sie wirklich ohne Bestimmen, ohne Bedauern in die Möglichkeit verweisen, von Glend und Jammer betroffen zu werden?

Er erriet ihre Gedanken. Das Blut pochte ihm bis in die Fingerspitzen vor Ungeduld. „Glauben Sie's mir doch, daß die Geschichte vom Herenring eine äußerst reizvolle Sage, aber ein recht trasser Aberglaube ist! Reizen Sie diesen Aberglauben wie Unkraut aus Ihren Gedanken. Es gibt keinen Zaubrer und keine Verlockung durch böse Mächte.“

Er sah plötzlich zu Boden. Glaube er wirklich, daß es auf Erden keine Verzauberung gäbe? Keinen Herenring für die Unschuld? Keine schlimmen Gewalten? Keinen bösen Blick? Keine, — keine Verführung?

Verdrießlich strich er über seine Stirn. „Also, wenn Sie nicht wollen —! Wenn Sie's nicht gern tun —! Mein Gott, dann kann ich eben mein Bild nicht malen.“ Ganz gleichgültig sagte er's hin, als liege ihm selber nichts mehr daran. Er wandte sich um, der Dornenhecke zu. Und mit etwas dunklerer Stimme lezte er hinzu: „Dann bleib's eben bei anderen Bildern, die ich nicht malen konnte, — bei den aller schönsten, — in meinem Herzen.“

Da war sie schon hinter ihm. „Nicht gern tun!“ Großer Gott, was hätte sie nicht gern getan für ihn! „Seien Sie doch nicht so häßlich. Ach, — ich, — will.“ Alles sträubte sich in ihr. Ihr Fuß zitterte, als sie nun den breiten, roten Kranz überstiege.

Der Schritt war zu kurz, sie stolperte. Drei oder vier von den Pilzen fielen lautlos um, die roten Hüte abwerfend, die ihre gefährliche sahle Innenseite hochkehrten. Nur die Stämme blieben stehen, dürr und unheimlich, wie Totenfinger.

Sie erschraf und erlebte.

„Kindchen, Kindchen,“ jagte er begütigend.

Nun sank sie auf den unheimlichen Stamm. Die zarten Hände klammerte sie um die hochgezogenen Arme, als wolle sie sich schützen vor den grauen Gnomenarmen, die von unten nach ihr langten, — sich schützen vor der Kröte, die mit giftgeschwollenem Bauche auf dem smaragdgrünen Moospolster saß, — sich schützen vor der Verstickung des Herenringes, der leuchtend um sie her seinen Kreis zog.

Ein Angstschrei drang ihr aus der Brust.

Der Ausdruck herzzerreisender Qual legte sich um ihre Lippen. Süße, törichte Kinderfurcht stand in ihren Jügen, — aber aus ihren Augen da leuchtete die Liebe und der Glaube und die Hoffnung.

Die Hoffnung auf den Königssohn, den Erretter!

Das Haartröchen funkelte, ein Sonnenstrahl suchte durch das Dickicht der verschlungenen Äste herab, die Wohnblumen glühten lichtgetroffen, das holbe Köpchen schimmerte über dem Duster der versehten Stelle, aus dem faulenden Moder des Erdreichs stieg ein süßer, betäubender Duft.

Der Maler hatte aus seiner Mappe ein Blatt genommen sehr hastig. Mit bunten Stiften warf er Strich um Strich hin. Er hielt den Atem an — nur festhalten diese Gestalt, diese Stimmung, diesen Ausdruck, der nicht Föje war, — der holdselige Natur war, süße Wahrheit.

Mit der Unbekümmertheit des schaffenden Künstlers lenkte er seine Gedanken ab von der Vorstellung der Qual, die über ein zutrauliches, unschuldiges Geschöpf von ihm heraufgeführt wurde.

Die Kunst forbert Opfer, Entfugung, Schmerz, — Eingebung.

Und er zeichnete, — zeichnete stundenlang, Regungslos saß Hanna. Das Blut in ihren

Abern schien erstarrt, der Ausdruck der Angst auf ihrem todtlassen Gesicht verfeinert zu sein. Nur in ihren Augen war Leben, in ihren Augen, deren Blick sehnsüchtig und todesstrauig an ihm hing, für den sie litt, für den sie künftige Qual auf sich genommen hatte.

Ein wunderbarer Ausdruck lag um ihren Mund. Leiden, sich opfern, — sterben für den Geliebten. Hatte sie's nicht oft gedacht? Sich's heiß gewünscht?

Es klang ihr durch die Seele, unablässig wie ein trauriges Lied: leiden, sich opfern, — sterben.

Die Zeit verrann. Der kleine Sonnenstrahl war erloschen, die Wohnblumen in Hannahs Haar fielen verweltet zu Boden. Dichter schien sich das Blätternetz ihr zu Häupten zu flechten, fester sich die Dornzweige ineinander zu klammern. Es kletterte wie mit Käferfüßen im dürren Geäst. Es schlug wie mit Fledermausfüßchen. Jetzt krächzte es. Und über den Boden platschte die Kröte in langen Schritten.

Hannah regte sich nicht. Der Maler warf die Stifte ins Moos. „Es ist genug. Ich kann nicht mehr.“ Er strich über seine glühende Stirn hin. Da wachte das Mädchen auf wie aus einem Traume. Sie wollte aufstehen. Sie konnte nicht. Ihre Glieder waren steif und schwer. Unter der Haut prickelte es ihr und stach.

War das schon die Verzauberung? Das erliche Merkmal, daß sie an einem schlimmen Orte gewesen? Sie ächzte. Sie sah ihn an mit einem Blicke, der ihn verwirrte und beschämte. Er senkte die Augen, er spreizte die Finger. Verwünscht, — wenn sie jetzt ohnmächtig wurde! Ein Blinzeln, ein Zähnneiseln. Bah —! Seine Stizze war gelungen über alle Erwartung.

Befriedigt warf er den Kopf zurück, und seine Stimme zu zitternder Zärtlichkeit dämpfend, sagte er: „Ach danke Ihnen. Was haben Sie mir nicht geschenkt!“

Sie nickte matt. Kalt froh es ihr durch den Körper von unten herauf durch die Füße. „Mich friert —,“ murmelte sie halb abwesend.

Matlos blickte er sich um. Da kam ihm eine Eingebung. Er bückte sich zu seinen Stiften und steckte sie ein. Er legte das Skizzenblatt behutsam in die Mappe. Dann riß er den Rock von den Schultern, um ihn dem Mädchen überzuwerfen. Die größten, die schönsten Pilze fielen ins Moos unter seinem hastigen Sprung.

Mit einem langen, suchstamen Blicke streifte Hannah die Verwüstung. Plötzlich fühlte sie sich weich unangenehm. Nicht mehr von der zärtlichen dunklen Stimme allein. Etwas Warmes fühlte sie um ihre Schultern, etwas Hüllendes. Seide, so weich, so durchwärmt. Sie schmiegte sich hinein.

Nun kehrte das Leben in ihren Körper zurück, sie machte eine Bewegung, als wolle sie aufstehen.

Aber da hatte er sie schon auf seinen Arm gehoben, ihr die Mappe in die Hand gebend. Mit den Füßen stieß er gegen die Pilze, jeß in voller Absicht und Kraft, daß sie taumelnd weit fort zu den Dornen flogen. Gistig und dreist leuchteten sie dort weiter, wie mit glühenden Augen nach Hannah starrend.

„Da, und da, und da.“ Immer wilder stieß der Maler die Pilze um, mit übermütiger Vernichtungswut den Herenring zerstörend. Hannah bäumte sich in seinen Armen. „Nein doch, nein doch! Um Gottes willen,“ schrie sie. Mit eisernen Fingern klammerte sie sich an ihn. „Nun wird auch Sie das Unglück treffen!“

„Kindskopf! Ein gutes Bild werde ich malen,“ lachte er. Er schiedte sich an, die Dornzweige weit aneinander zu biegen. Kein Ast rührte Hannah an, keine Spitze verletzte sie.

Durch das feuchte Dickicht, über den federnden Boden trug er sie hin, die jetzt mit geschlossenen Augen an seiner Schulter lebte.

War sie glücklich? war sie elend?

Sie wußte es nicht. Angst und Qual mischten sich in ihrem Innern mit einem Gefühl unbeschreiblicher Seligkeit, — das allmächtig allen Jammer besiegte, sie betäubte und eine Empfindung in ihr

wachte, als schwebte sie wieder über den Wolken, wie in ihrem Traume.

Und jeden Augenblick erwartete sie, daß die Glocken läuten würden, schrill, grell, und blechern. Aber nur das Abendglöckchen im nahen Kleinkloster wimmerte ängstlich, verhalten. Das wollte niemanden föhren, niemanden schrecken. Das wollte niemanden aus seinem Himmel reißen.

Hannah öffnete langsam die Augen. Zum Greifen nah sah sie vor sich krauses, blondes Haar, eine schmale Stirn, feck blizende Augen.

Sie errödete und trachtete, zu Boden zu gleiten. Aber der Arm, der sie trug, schloß sich nur noch fester um ihren Leib.

„Ich kann besser klammern, als der Gnom im Hengering. Was? Wenn der so zäh hätte halten können! Sehen Sie nun ein, daß es keinen Zauber gibt?“

Sie schwieg. Sie wußte es besser! Jetzt ging es über die gelbe Wiese hin. Wieder machte Hannah einen Versuch, herabzugleiten. „Ich könnte doch von hier nach Hause gehen. Es muß spät geworden sein.“

„Still! Nicht gemuckt! Erst wird das verflogene Vögelchen gefüttert, ehe ich's freilasse.“

Mit langen Schritten setzte der Maler zwischen den Königsternchen hin. Neben der Staffelei setzte er Hannah nieder. Dann langte er aus seinem Farbenkasten eine Flasche, die kein Del oder Terpentin zu enthalten schien. Er schraubte davon eine blanke Hülse ab und goß in ein silbernes Bechergesäß eine helle Flüssigkeit. Aus einem schmalen Kasten nahm er ein paar trockene eckige Kuchen. „Das sind Fleischkates, — die stärken.“

Hannah ließ schluckweise das duftige Getränk über die Zunge gleiten. Wie Feuer rann das durch die Adern. Das schmeckte! Was das nur für ein Trunk sein konnte? Fragend sah sie den Maler an.

„Das kennen Sie nicht, kleines Mädchen? Maraschino ist's.“

Völlig ausgewärmt fühlte sie sich nun. Sie nahm den Not von den Schultern.

Er zog ihn an. „Wenn wir scharf zugehen beim Heimweg, können Sie sich keinesfalls erkälten.“

Sie zapfte die Reste der Mohoblüten aus den Haaren und drückte den kleinen weißen Hut auf. Den häßlichen schwarzen verbergte sie im Korbe. Nun können wir gehen.“

„Noch fünf Minuten, wenn ich bitten darf.“ Der Maler piff dreimal lang hinfallend, durchdringend. „Mein Handwerkzeug ließe ich mir zur Not stehen, ohne Kummer zu empfinden. Aber die Skizze hier —“ Er knüpfte die Bänder der Mappe fester zu.

„Ach — das Bild! Das Bild!“ Wie hatte Hannah das nur vergessen können über dem Glücksgefühl, das ihr die Brust zu sprengen drohte, seit sie an seinem Herzen geruht. „Das Bild! Zeigen Sie's mir, bitte!“

„Nein, kleines Mädchen. Erst muß alles so drauf stehen, wie ich's mir vorgestellt habe.“

Hannah hob die Hände. Sie hat mit den Augen, wie sie so oft einen anderen gebeten hatte, der ihr nichts abgeschlagen haben würde. Und wenn es das Schwerste für ihn gewesen wäre!

Der Maler machte eine scharf-ablehnende Bewegung. „Die erste Skizze zeigt man nicht. Lauter Farbenlauderwäsch darauf, das Sie doch nicht verstehen würden, trotz ihres Verkehrs mit den Damen aus des Professors Malkschule. Uebermorgen können Sie die Arbeit von heute sehen, auf die Leinwand übertragen und ausgeführt. Und dann —“ nun schlug seine Stimme wieder ins Weiche, Zärtliche um — „und dann, dann sitzen Sie mir wieder. Ich werde morgen viele Stunden lang an Ort und Stelle malen, den ganzen Hintergrund und das Beiwerk anlegen. Ueber Nacht wird wohl auch ein neuer Hengering aufstehen. Das Bildzeug wächst ja wie aus der Erde gezaubert.“

Hannah blickte ihn verwirrt an. „Aber Ihren Diener nehmen Sie doch mit an den schrecklichen Ort?“

„Soll der mir die Luft fortatmen?“

„Ganz allein wollen Sie dort, — dorthin? Ganz allein, nachdem Sie den Hengering zerstört haben?“ Sie wurde bleich vor Entsetzen.

„Ganz allein.“ Wenn ich kommen dürfte! Wie ein Mäuschen würde ich sein.“ Sie hielt ein paar Herzschläge lang den Atem an. „Ich hab' nicht viel Luft nötig. Ich nehme Ihnen keine weg,“ setzte sie schüchtern hinzu.

Er lachte laut und herzlich. Dann wurde er ernst. „Nein, auch Sie dürfen nicht kommen. Ich muß allein sein mit der Kunst.“

Traurig sah sie zu Boden. Schweren Herzens wandte sie sich ab. Sie hatte den Bedienten heranschleudern sehen. Sie fürchtete sich vor seinem dreisten Blicke, vor seinem unverkämten Lächeln. „Leben Sie wohl,“ sagte sie ganz leise. Gesenken Kopfes schritt sie über die Wiese.

„Aber so warten Sie doch —“ Er kam ihr schon nach.

Sie drehte sich um. Ihr Blick flog über seine Schulter zu dem Burchen neben der Staffelei hin. Der kniete im Gras, hatte die Mappe seines Herrn geöffnet und hielt ein großes weißes Blatt vor sich hin.

Sie biß sich auf die Lippen. Unterwegs blieb sie schweigend. Fort war ihre große Seligkeit, verfliegen. Ihr Blick hing am Boden. Soviel Ameisen krochen dort. Beutsum setzte sie einen Fuß vor den andern, daß sie keine zertret.

Der Maler schien über sein neues Werk nachzugröbeln; denn zusammenhanglos, aus seinen Gedanken heraus, fiel dann und wann eine Bemerkung, — wie ein leuchtender Tropfen.

Am Feldrain trennten sie sich. „Auf übermorgen,“ sagte er. „Und nicht wahr, Sie sitzen mir dann wieder?“ Sein Blick glitt schmeichelnd über sie hin. „Ich bitte Sie darum. Und ich danke Ihnen, — danke Ihnen vielmals, daß Sie sich selber überwunden haben.“

Er hatte ihr gedankt. Er hatte sie gebeten. Und doch nahm Hannah kein reines, klares Gefühl der Befriedigung mit sich fort.

Ihr Atem ging rasch. Ihr Schritt war ungleichmäßig. Sie stolperte ein paarmal.

Nun stand sie vor der „Forelle“. Der Degen-schlucker schoß aus dem Torwege heraus, als sie die Hand aufs Staket legte. Er sprach sie nicht an, nur seine Augen glitzerten auf wie zwei blanke Knöpfe.

Hannah schaute klar und groß zu ihm hinüber. Sie wollte doch ganz gewiß nachdenken, ob sich nicht irgendetwas ausfindig machen ließe, was ihn erfreuen könnte!

Nachdenklich ging sie bis zu Tillas Tür und drückte vorichtig die Klinke nieder. Die Biene winkte und zeigte: „Nicht stören! Die Kranke schläft.“ Da zog sich das Mädchen zurück. Eine der Ruffinnen begegnete ihr, nahm sie am Arm.

„Bläßschnab-bel“ sagte sie. „Nachtwachen is Sie schlecht bekommen. Werb' Sie morggen mit-nem-men in Sonne. Leg-gen in Häng-gemat. Schau-keln Sie hin, — schau-keln Sie her. Is gutt. Err gutt —! Werb-den Sie bekom-men rote Back. — Und hier sind Bombons —“ Sie griff in ihre Tasche. „Türk-lische Konjekt.“

Am nächsten Morgen schwenkte der Postbote Hannah schon von weitem einen Brief entgegen. Sie lief herbei.

Von der Mutter! Warum klopfte ihr nur plötzlich das Herz bis in den Hals hinauf? Warum drehte sie den Brief in der Hand und wagte nicht, ihn zu öffnen?

Wenn die Eltern sie etwa zurückberiefen! Wenn sie fort mußte aus der „Forelle“, aus der Nähe des Waldes, der leuchtenden Wiese, aus der Nähe des — des Hengerrings, bevor sie ihr Versprechen gehalten, bevor das Bild fertiggemalt war!

Wunderhöhn würde es ja werden! Ein Märchen, hatte er gesagt, — ein Märchen!

Langsam stieg sie die Treppe hinauf mit ihrem Briefe, immer den Blick auf die Schrift der Mutter geheftet.

„Fräulein Hannah Schmit.“ Hieß sie wirklich so? Trug sie nicht vielleicht einen ganz anderen Namen, einen schönklingenden, herrlichen Namen, der sie zu einem Edelfräulein stempelte, so fein und vornehm, daß — daß die berühmtesten Künstler sich nicht zu scheuen brauchten, um ihre Hand zu werben?

Jetzt trat Hannah in ihr Kämmerchen. Ein Sonnenstrahl fiel durch das dünne Gardinchen. Zwischen den Falten blizte etwas. Ah, — die Nadel vom Klaus, die hatte sie ja neulich an den Vorhang gesteckt.

Bestämt sah das Mädchen zu Boden. Wie lange waren ihre Gedanken nicht heimwärts gewandert!

Seufzend ließ sie sich am Tische nieder. Heimwärts! Was war denn ihre Heimat? Ein großer, schwarzer Kahn, der langsam von Ort zu Ort trieb, bald hier lag für ein paar Wochen, bald dort. Der nirgends hingehörte, — wie sie —!

Jögern und immer noch voll geheimen Bangens öffnete sie den Brief.

Der Mutter ging's gut, der Vater bekam indes zuweilen Schwächeanfalle und hustete, — hustete! Trotzdem er den dickeingelochten Spitzwegerichte trank, der der Apothekerin in Rahmsdorf das Leben gerettet hatte! Die Apothekerin sei gesund geworden, ihr jüngstes gestorben, — an einer Kopfsicht, im Handumdrehen. Viel schade darum sei's weiter nicht, das Jungchen hätte Spinnenbeine gehabt und einen dicken Leib. Nun kamen aber bessere Nachrichten. Der Klaus wolle zum Herbst einen Kahn übernehmen. Blüteblanz und saft neu. Nur abzuhandeln dächte er noch. Und zwei Kajüten drauf. Für den Schiffer und seine Familie die eine, die andere für zwei Knechte geräumig genug. Der Hanna vom Steuerrendanten in Rahmsdorf, der stäche Klaus gewaltig in die Augen. Ein paar Hundert befände die mit, neben sechsfacher Wäsche. Und merkwürdig, der Kahn hieße „Hanna“, freilich am Schluß ohne h, aber darauf kam's wohl nicht an. Es gäbe ja verschiedene Hannahs, — die vom Steuerrendanten schreibe sich auch ohne h.

Das Mädchen saß stumm, verfunken da. Eine ganze Zeit.

Von Heimkommen schrieb die Mutter nichts. „Lieb Kind. Geh' viel in den Wald. Stärke Dir Blut und Glieder. So schön ist die Bitterung. Haß Glück, Mädchen.“

Hannah stützte die Ellbogen auf. Hatte sie wirklich Glück? Sah das Glück so aus?

Heimlichkeiten wuchsen ihr über den Kopf. In ihren Adern, da klopfte es und brannte, und die Schlaflosigkeit, die sie im Winter gequält und blaß gemacht hatte, die war in der letzten Nacht von neuem zu ihr gekommen.

Heiß und kalt hatte sie es über den Körper laufen gefühlt. Sie hatte sich werfen müssen, sich abwechselnd fest einwickeln und dann wieder freimachen müssen von ihrer Dede.

War das schon der Zauber des Hengerrings? Hocte ihr nicht etwas auf der Brust, breit und lastend wie ein Alb? Und so schwer, daß sie leuzzen mußte und stöhnen? Stöhnen am hellen Tage, ohne krank zu sein?

Noch einmal schlug sie den Brief der Mutter auf. Die Stelle von der Hanna ohne h, die mußte sie nochmals überlesen. Dann holte sie ihre kleine Tintenflasche, die Feder und einen Bogen. Sogleich dachte sie zu antworten. Auf einem Zettelchen probierte sie die Feder, setzte dann an.

„Liebe Mutter. Vielmal's danke ich auch für den schönen Brief. Kaufe doch Rettigbonbons gegen den Husten für Vater. Die nimmt hier eine dänische Dame von unsern Malfräuleins.“ — Sie besann sich. „Das mit Klaus, das freut mich sehr —“

Jetzt stockte die Feder. Vom Fenster her blinkerte die kleine goldene Nadel. Gab sie nicht einen leisen Klang von sich? Einen Ruf? „Hannah — Hannah!“ Aber mit h. Das Mädchen dachte es voller Deutlichkeit zu vernehmen. „Hannah —!“ So lang klang der Name aus, so gebehnt — fast klagend.

Noch ein paar Zeilen, eilig hingebracht. Von der Forellenwirtin berichtete Hannah, und daß bald

Früchte eingekocht werden würden. Preiselbeeren und Hagebutten und die großen schwarzen Herzkräusen,

Man ging es wieder voran. „Und ich glaube, Mutter, daß ich noch gewachsen bin. Das gute Essen, das viele Lachen mit den Malzküchleins, die Spaziergänge in der Sonne, — da muß man ja kräftig werden, liebe Mutter. Die letzten Tage freilich —“

Von Tillas Krankheit und der anstrengenden Pflege, das ließ sich zur Not noch hinschreiben. Aber all das andere! Nicht ein Wörtchen durfte mit der Tinte aus der Feder tropfen über die heilsame Gaukelei des Degenkluders. Gott behüte —! Darnach hatte ja geschworen!

Sie biß an der Feder herum, tauchte frisch ein, wollte fortjahen. (Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung der Form für das deutsche Leben.

Von Geh. Rat Prof. Dr. Rudolf Eucken.

Wir Deutsche haben unsere Stärke in der Kraft und der Tiefe unserer Innerlichkeit, es ist der Gehalt, der unserem Schaffen vornehmlich seine Bedeutung gibt. So haben wir es durch große Leistungen erweisen in der Religion wie in der Philosophie, in der Kunst wie in der Erziehung. In dieser Hinsicht brauchen wir die Vergleichung mit keinem Kulturvolk alter und neuer Zeit zu scheuen. Aber zu dieser Stärke gesellt sich leicht eine Schwäche: das Bewußtsein der überwiegenden Bedeutung des Gehalts macht uns oft gleichgültig gegen die Form und läßt alle Sorge dafür als nebensächlich erscheinen. Das aber kann sich leicht zu einem Schaden für die Sache selber wenden. Wir vergessen, daß der Inhalt uns nicht fertig vorliegt, sondern erst im Werden begriffen ist, und daß erst das Gelingen der Gestaltung das Leben auf jene Höhe führt. Unsere großen Künstler wußten das und haben demgemäß gehandelt. Aber der Durchschnitt des Lebens unterliegt noch sehr jener Geringschätzung der Form; das erzeugt nicht nur im einzelnen manchen Mißstand, es macht uns das Ganze des Lebens schwerer und ungefinger, als notwendig ist; auch beeinträchtigt es leicht die volle Wirkung und Anerkennung der uns innewohnenden Tüchtigkeit. Daß von den äußeren Beziehungen der Menschen an bis in das Innere der geistigen Arbeit hinein viel Innerweltliches daraus entspringt, das möchten wir etwas näher zeigen. Das einzelne mag dabei unmerklich scheitern, aber die verschiedenen Punkte verbinden sich zu einer gemeinsamen Wirkung, und diese Wirkung sei nicht unterschätzt.

Andere Kulturvölker besitzen weit mehr feste gemeinsame Formen für den täglichen Verkehr der Menschen, Höflichkeitsformen, die gewiß nicht Goldstücke, sondern nur Rechenpfennige sind, die aber durch Abschleifung mancher Ecken und Kanten das Leben angenehmer gestalten. Es ist solchen Höflichkeitsformen wesentlich, nicht bloß für besondere Gesellschaftsklassen, sondern unterschiedslos für alle zu gelten. Bei uns aber gibt es immer noch viele, welche ein höfliches Benehmen auf einzelne Schichten der Gesellschaft beschränken, es sind das nicht sowohl die in Wahrheit Vornehmen, als vielmehr solche, welche sich einen Schein von Vornehmheit geben möchten und das durch mögliche Hervorhebung eines Abstandes von anderen zu erreichen glauben. Daß das aufhöre, das hat auch eine soziale, ja eine politische Bedeutung. Es führt uns einander innerlich näher, wenn wir im Verkehr allen einzelnen Volksgenossen Achtung und Ehre erweisen, es stärkt das die innere Gemeinschaft, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Das aber ist gerade heute, wo soviel Arbeit vor unserer Völke liegt, von nicht geringem Wert. — Zu echter Höflichkeit gehört auch eine gegenseitige Rücksicht, und daran läßt es das deutsche Leben leider oft fehlen. Welches würde

Gedränge oft an den Schaltern unserer Bahnen, welche Unbekümmertheit um einander in den Straßenbahnwagen, welches aufdringlich laute Reden oft an Stellen, wo Ruhe herrschen sollte! Es mag nur eine äußere Gewöhnung sein, aber es wirkt doch wie ein Ausdruck seiner Gesittung, wenn den Frauen mehr Rücksicht gezollt wird, wenn auch die Jugend dem Alter Platz macht, wie das z. B. in Amerika zu geschehen pflegt.

Eine Geringschätzung der Form erscheint weiter oft in unserer Behandlung der Kleidung, ja der gesamten äußeren Haltung. Eine Sorge dafür und eine Freude daran gilt vielen als eine Sache bloßer Eitelkeit und ungehöriger Puffsucht. Diese Unterschätzung einer gefälligen Erscheinung hemmt gegenwärtig vielfach die Bestrebungen nach dem Selbständigwerden einer Mode in Deutschland. Diese Bestrebungen haben mit ihrem Ver-

schwer ist, sollten wir keine Erleichterung und Vergeistigung durch die Form aufrichtig willkommen heißen.

Eine Geringschätzung der Form zeigt auch die Gleichgültigkeit, mit der wir uns oft eine Entstellung unserer Umgebung gefallen lassen. Unter technisches und industrielles Zeitalter wirkt stark auf den Anblick unserer Städte ein, und die Ansprüche des Verkehrs drängen oft die künstlerischen Forderungen weit zurück. Aber es vermag auch den modernen Bauten die Kunst unserer Baumeister ein gefälliges Ansehen zu geben, es muß nur auch die Gemeinschaft das zu schätzen wissen und sich energisch dagegen verwahren, wenn jemand ein Privileg auf Häßlichkeit geltend macht. Kein Geringerer als der ewig jugendliche Plato hat in seinen Staatsentwürfen den tiefen Einfluß geschilbert, den das Schauen schöner Bilder und Bauten auf die Seelen der heranwachsenden Jugend übt; weniger lehrhafter Unterricht als lebendige Anschauung bildet den Sinn für das Schöne aus, zugleich aber eine Abneigung gegen das Häßliche, das nach dem Ausdruck eines anderen gütlichen Denkers Gott wie der Natur fremd und feindlich ist.

Die Geringschätzung der Form erstreckt sich leider auch in die geistige Arbeit und erscheint hier namentlich in der Gleichgültigkeit, mit der die Gestaltung sowohl des gedruckten als des gesprochenen Wortes bei uns behandelt wird. Dabei drohen unserem Stil gerade heute große Gefahren. Die Einwirkung, welche früher die künstlerisch durchgebildete Literatur der Alten, freilich oft recht einseitig, geübt hat, verringert sich mehr und mehr, die Hast des modernen Lebens aber scheint kein Verweilen bei der Form zu gestatten, es fehlt zu einer Befassung mit ihr zunächst die Zeit, bald aber auch das Interesse. Solcher Vernachlässigung müßte bewußter und systematischer entgegen gearbeitet werden, auch der Unterricht könnte unter Leitung geschickter Lehrer hier manches tun. Nebenfalls sei es nicht dem Zufall der Individualität überlassen, ob eine leidliche Form zustande kommt. Nicht anders steht es mit der Rede. Während im Altertum die erleuchteten Geister der Redekunst größte Beachtung schenkten, überlassen wir alles dem Zufall und bleiben daher in der Leistung weit zurück. Das aber obwohl die wachsende Ausdehnung des öffentlichen Lebens der Kunst der Rede eine immer größere Bedeutung verleiht. Aber wir betrachten leicht eine methodische Ausbildung dafür als eine bloße Künstelei, ja als eine Verführung zur Unwahrheit, als verirage sich nicht aufs beste die Sorge für eine edle Form mit einem Streben nach Ernst und Tiefe des Inhalts. Diese Neigung, Inhalt und Form auseinanderzureißen, bildet eine nicht geringe Gefahr für unsere deutsche Kultur; so haben unsere führenden Geister sie oft energisch bekämpft, keiner mehr als Goethe, dessen ganzes Lebenswerk eine wunderbare Durchdringung und gegenseitige Steigerung von Innerem und Äußerem zeigt.

Uns Deutsche umfängt jetzt eine ernste Zeit, auch der mit Sicherheit gehoffte Sieg wird uns unermessliche Arbeit bringen, wir werden alle Kräfte aufs äußerste anspannen haben. Aber da uns das Leben dabei Kultur- und Geistesleben bleiben soll, so dürfen die Grazien nicht aus ihr vertrieben werden. Daher müssen wir danach streben, der Tüchtigkeit Anmut beizugeben, auch dem flüchtigen Augenblick eine Freudeigkeit einzulösen, uns gegenseitig das Leben leichter zu machen. Wir brauchen nicht daran zu zweifeln, daß, wenn wir das ernstlich wollen, es uns gelingen wird. Denn vom Inhalt zur Form finden sich weit eher Wege als umgekehrt. Und daß uns Deutschen solche Wege offen stehen, das zeigen die herrlichen Werke unserer Kunst durch die Reize der Jahrhunderte hindurch. So handelt es sich nur darum, die Kunst mehr in das Leben einzubilden und dieses damit zu veredeln.

Unsern liewen Bunden

anlässlich d'r Reichsbuchwoche 1916.

Von ännen alden Leipzger.

Viel Liewesgaben — ei herrjeses! — Braucht uns'r Millitär im Feld, Daß es im Lärm des Griegsgeeses Bei gut'r Stimmung sich erhält. Doch schickt'r Socken nu und Dieder Un Roochtoback, wofor m'r schwärmt: Urgebt m'r nich de liewen Bieder, Dran m'r's Gemiet sich hibsich erwärmt!

Wir, die w'r zwischen Biedern leb'n Un wissen, wie ä Buch erquidit, Wir ham'm' drum oft un gern — nu eb'n! — Solch Labsal an de Front geschickt, Dabt's uns doch ooch nich we'l'r kräng'n, Wenn se uns baten: Seid so gut! — Weil doch de meerschten Menschen denken, Daß uns ä Buch mischt kos'n dut! Wohl sah'n w'r dann zum Metzger niemer Un dacht'n, was der dät vor Schreck, Schrieb, ihm ä Feldsoldat: Mei Liewer, Gomm', schenk' m'r mal zehn Gilo Speck! — Ja, ja, da ladstje, deirer Gunde! Doch hand uffs Berz — hau' ih nich recht? Un sind de Bieder nich im Grunde Ooch was, wovon m'r leb'n mecht?

Doch dab in uns're'r Feld'n Mäde M'r's Buch ooch fierer sich entberft, D'r um, Freinde, gomm' m'r mit 'ner Bidde, Die ihr, ih dengk's n'ch iewerbeerft! Denn schwitz'n w'r (fort de Bessen'gung!) Fier dieses Ziel von trich bis spät (Wie'r nu 'ne Buchhändler-Vereen'gung Un dort d'r Vorsta'n d' nur versteh!) — Was nitz't, wenn Ladentisch un Wände Mit Biedern w'r ham'm' wollgestobbt, Wenn se als Liewesgab'nspende Nich ooch verlangt wer'n un — verlobbt!?

langen, die deutsche Kleidung von Paris zu befreien, eine große wirtschaftliche, auch eine künstlerische und ethische Bedeutung. Aber nun kommen manche und erklären es für verkehrt, sich in einer so ersten Zeit mit solchen Nichtigkeiten abzugeben. Aber daß ihnen die Form als bloße Nichtigkeit gilt, daß sie echte Form und eillen Aufputz zusammenwerfen, das ist ihre eigene Schwäche, ihr Mangel an Kultur; es sei uns nur nicht dieser Mangel als eine Tugend empföhlen! ... Auch ist es verkehrt, die Sorge für eine gefällige Erscheinung auf einzelne Lebensalter zu beschränken, als käme nur ihnen Schönheit zu. In Wahrheit hat jedes Lebensalter seine eigene Schönheit, und diese Schönheit auch zur Erscheinung zu bringen, das ist nicht eine Sache bloßer Eitelkeit, es befördert die Anmut des gemeinsamen Lebens, man könnte insofern sagen, es ist eine Pflicht auch gegen die anderen. Gerade weil das menschliche Leben

Liebesdienst.

Können wir, die wir in Deutschland leben, gleichsam wie in einer Festung hinter den Wällen und Schutzmauern, die unsere Männer und Söhne mit ihren Keibern bilden, können wir uns überhaupt eine Vorstellung machen von dem Leben draußen im Felde? Ich glaube nicht! Wir können nur die Berichte hinnehmen, die wir mündlich und schriftlich erhalten. Freilich, je schärfer das Auge ist, das zwischen den Zeilen liest, je feiner das Ohr ist, das in diese Berichte hineinhorcht, desto besser wird es uns erkennen lassen, was es heißt: um Deutschlands Ehre, Sieg und Frieden zu kämpfen.

Gewiß, es gibt auch gute Tage für unsere Feldgrauen draußen, es gibt auch in Feindesland Stellungen, wo die, die dort ihre Arbeit tun, sich ruhig schlafen legen können und wo es den Männern im Soldatenkleide fast scheinen könnte, als pasten Wehr und Waffen nicht in diese Umgebung. Ja, es gibt! es gibt! Es gibt aber auch andere Tage und andere Arbeit, sehr, sehr blutige und entsetzliche! Es gibt Gefechtsstunden, in denen die Nerven sind wie straffe gespannte Saiten und es gibt danach Tage des Wartens, des zermürbenden Wartens, in denen der Tod nicht als ehrlicher Feind offen kämpft, sondern als hinterlistiger Geselle fommt, der nur hier und da eine Blüte zerknickt, eine Aehre ausrauft. Es gibt Tage, ach, Wochen, Monate, im Feld, im harten Kampf — und Kriegslazarett! Von dieser Anhäufung der Not und Schmerzen dort machen wir uns ja auch keine Vorstellung. Da ist es gut, daß die Liebe am Werke ist, Leid zu lindern, zu helfen, zu dienen, aufzubauen. Wo die harten Hände des Krieges Wunden schlagen, legt die Liebe die lindern heilenden Hände darüber, wo der Krieg den Ader der Menschheit durchwühlte, glättet die Liebe ihn und trachtet danach, den Schollen neuen Samen zu geben. Und hier darf ich auch wohl von dem scheinbar geringen und doch garnicht zu entbehrenden Dienst der Liebe reden, der darin besteht, daß wir Bücher senden, Bücher an die Front, in die Schützengräben, in die Ruhequartiere und in die Lazarett! Es ist gewiß gut und schön, daß wir unseren Soldaten "naghafte und warme Pakete" schicken, aber wir wissen alle, daß Wurst und Wolle knapp geworden ist, aber Bücher gibt's noch genug! Bücher, gute Bücher! Nicht Schauerromane, nicht albernes Zeug, bei denen, wenn man sie sieht, es einem leid sein kann um die Druckerwärme, die daran verschwendet worden ist. Wir schicken doch unsere Lieben draußen auch nicht verschimmelte Wurst oder mottenzertreffene Strümpfe! Nein, gute Bücher, ernste und frohliche müssen es sein; Geschichten, an denen die aufgeregten Nerven sich beruhigen können und solche, die die Müdigenden wieder mutig machen und lachen lehren! Bücher, nach denen Männer greifen, die den Pöbel ihrer Zeit — auch ihrer Wartezeit im Kriege — nur mit Echem, Keinem füllen mögen, Bücher, die den Heimatfern Heimatlänge bringen und ihre Herzen nur immer fester binden an das geliebte deutsche Vaterland! Bücher, die von irdischen, und solche, die von ewigen Dingen reden, die manchem Zieljucher den Weg zeigen, manchem Tragenden, der erst draußen anfängt, sein eigenes Leben mit Gott in Verbindung zu bringen, Antwort geben. Ja, solche Bücher sollten wir senden, und wenn's auch nur Büchlein oder Heftchen wären. Sollte das nicht, wenn auch nur ein geringer Dienst, aber doch ein Liebesdienst sein, den wir den Feldgrauen erweisen?

M. Feesche.

Die Karten

Von Hans von Winterfeld

Frau Duplessis hatte sich nach langem Zureden der Nachbarinnen entschlossen, den deutschen Militärarzt aufzusuchen. Ihr Herz quälte sie wieder einmal stark und sie konnte fast gar nicht mehr schlafen.

Der Oberarzt untersuchte lange und genau. „Sie dürfen sich eben nicht aufregen!“ sagte er freundlich. „Freilich — Ihr Sohn steht im Felde, nicht wahr? Und Sie haben schon lange keine Nachricht?“

„Seit einem Jahr, mein Herr!“ Die Frau holte tief Atem. Es klang wie verhaltenes Schluchzen. „Sie lassen keine Briefe durch!“

„Der Krieg ist hart, Frau Duplessis! Wir leiden alle darunter! — Schlafmittel? Nein!“

Der Oberarzt unterdrückte noch rechtzeitig ein „Unmöglich, bei Ihrem Zustand!“, räusperte sich und schloß: „Das ist ungeeignet und hilft wenig! Leichte Kost — Sie sind ja glücklicherweise in der Lage, sich die Leisten zu können — Bewegung in freier Luft und, wie gesagt, jede Aufregung“

Neue Kriegsberufe der Frau.



Wiener Brotzuffellerinnen

in ihrer Amtstracht bilden die Zuffellerinnen, welche mit zierbewehrter Hand ihre Gefährten durch die Straßen Wiens lenken, eine das Straßenbild bereichernde Type.

vermeiden. So weit es eben geht!“ Denn dem Oberarzt fiel ein, diese Vorschrift würde in einem okkupierten Dorfe, so knapp hinter der Front, schwer zu befolgen sein.

Frau Duplessis machte ihren schönsten Knicks und ging, nur halb zufrieden, aus dem Zimmer. M'sieur le docteur war ja sehr freundlich und sprach ein tadelloses Französisch, aber helfen — helfen konnte ihr niemand! Das Herz war schon immer schwach gewesen, und seit Gaston an der Front stand, wurde es damit nicht besser. Dann kamen die Deutschen und alle Briefe hörten auf. Wenn sie nur wüßte! Wenn sie nur wüßte, ob —

Die alte Mabelon empfing ihre Herrin mürrisch. Sie war als Gastons Umme ins Haus gekommen und zählte sich schon lange mit zur Familie. Mit Leib und Seele Patriotin, hatte sie sich während gegen den Besuch des deutschen Arztes gestemmt. Einen boche konsultieren, galt in ihren Augen als halber Landesverrat. Indes, die Frau sah wieder so blaß aus und schleppte sich so müde ins Zimmer, daß Mabelon doch zu fragen beschloß.

„Hat „er“ Ihnen geholfen?“ brummte sie. „Nicht? Ich wüßte es ja!“ „Sie“ gönnen uns doch nichts Gutes! Und hätten Sie Mutter Leroux gerufen, Sie wären schon lange gesund!“

Mutter Leroux, die Quacksalberin, war Mabelons Drauf. Sie „besprach“ alle Krankheiten von Mensch und Vieh und weißsagte außerdem aus den Karten. „Unfehlbar!“ behauptete die alte Dienerin. „Jedes Wort trifft zu! Ja, die kann mehr, als Brot essen!“

Aber Frau Duplessis weigerte sich hartnäckig, die Wahriagerin zu empfangen. Sie, die Witwe eines Notars, der sogar Korrespondent der Akademie gewesen war — unmöglich! Was würden die Leute dazu sagen!

„Mutter Leroux könnte auch über Herrn Gaston Auskunft geben!“ lockte Mabelon. Und wenn sie Gutes in den Karten sieht — Nein? Das würde Ihrem Herzen wieder aufhelfen, Madam! Die Karten lügen nie!“

Frau Duplessis schüttelte den Kopf. „Nicht?“ fuhr die Verführerin fort. „Es braucht ja niemand darum zu wissen! So im Dämmern — Nein? Heute zum Beispiel kommt sie ohnehin in die Küche. Sie bringt mir eine Salbe für meinen Arm. Und wenn ich sie dann auf ein Viertelstündchen ins Wohnzimmer bringe — die Karten hat sie immer mit —“

„Ich — sie — bringen Sie die Leroux dann herein!“ stieß Frau Duplessis hervor. Im Dämmern — niemand würde darum wissen — und es konnte doch sein, daß die Karten wahr sprächen!

Müde und stumpf schleppten sich die Gefangenen auf der endlosen Straße weiter. Auf dem Marktplatz machten sie halt. Dort sonderte der Oberarzt die Leichtverwundeten aus, die nach dem Verbinden den weiteren Transport bis zur nächsten Etappe vertragen konnten. Die härtigen Landstürmer hielten inzwischen die Straßenausgänge besetzt und wälzten gemütlich mit den Dorfbewohnern, die eilig herbeiliefen. Es konnte doch möglicherweise einer oder der andere Bekannte, Leute aus der Umgegend im Transport sein und dann erfuhr man endlich — Den deutschen Bekanntmachungen traute man natürlich nicht — so dumm! Nein, die übertrieben maßlos!

Aber die Landstürmer ließen niemand zu. Unerbittlich wiesen sie alles ab, was sich herbeibrängte. Bei einem früheren Gefangenentransport waren Durchstechereien verjücht worden und deshalb hieß es jetzt: „Zurück!“

Die kleine Yvonne Cheraix stellte sich auf die Fußspitzen, um über den ausgestreckten Arm des Sergeanten Dertel hinwegsehen zu können. Dadurch kamen ihre Augen in eine Linie mit zwei anderen, braunen, vor Mattigkeit halb geschlossenen. „Gaston!“ rief Yvonne. „Gaston Duplessis! Woher —“

Aber schon hatte sie der Sergeant in die Nebengasse abgedrängt. „Sie dürfen mit den Gefangenen nicht reden!“ sagte er streng. Und dann, als er die erbläuten Wangen des Mädchens sah, fügte er gutmütig hinzu: „Es ist wohl Ihre Liebster, nicht? Beruhigen Sie sich, dem Jungen geschieht kein Unrecht! Es wird ihm in Deutschland nichts abgehen, und nach dem Kriege —“

„Mein Herr!“ sagte die niedliche Kleine bittend. „Ich — es ist ja nicht meinetwegen, wenn auch Gaston — aber er hat seine Mutter hier am Orte, eine alte, kranke Frau, mein Herr! Ihr Herz — und sie sorgt sich so sehr um den Sohn! Seit einem Jahre, mein Herr, seit einem vollen Jahre weiß sie nichts von ihm! Wenn sie ihn sprechen dürfte — nur sehen, mein Herr,

nur sehen! Es wäre ein gutes Werk, das zu erlauben!"

Dem Sergeanten wurde es ganz rührsam zu Mute. Die Kleine hat so beweglich, und wenn er an seine eigene alte Mutter dachte —

„Nun passen Sie mal auf, Fräulein!“ jagte er weich. „Holen Sie die Mutter her — sie wohnt im Dorfe, nicht wahr? Ganz recht, ich erinnere mich, Frau Duplessis, die blasse, alte Dame, in dem weißen Häuschen. Also, sehen kann sie den Sohn auf alle Fälle! Und ich will auch den Herrn Leutnant fragen, ob er vielleicht erlaubt — ausnahmsweise. — Aber das müßte bald sein, wir halten nicht lange!“

„Laufend Dank, mein Herr!“ Die kleine Yvonne strahlte über das ganze Gesicht. „Ich eile, ich laufe!“ Sie nickte dem Sergeanten noch einmal zu und verschwand dann hinter den nächsten Häusern, im Dämmern des Abends.

„Mit der rechten Hand abheben!“ sagte die Leroux belehrend zu Frau Duplessis. „Die Linke — das machen nur Stümper! Drei hierher — so! Und drei daher! Und jetzt noch einmal!“ Sie verteilte die Karten mit geübter Hand. „Ihr Sohn ist der Coeurkönig, natürlich — hm, hm! Sie schüttelte bedenklieh den Kopf. Die Karten lagen auch zu schlecht. Pikaß neben dem Soldaten! Und dann ein Jahr keine Nachricht!“

„Was sehen Sie?“ fragte Frau Duplessis ängstlich. Fast glaubte sie selbst schon an die Unfehlbarkeit der Alten.

„Nichts deutlich! Wir wollen nochmal einmischen und dann, wie dumm! Ihr Sohn ist natürlich der Coeurbube!“ Sie mischte, ließ abheben und verteilte die Karten mit geschickter Hand. Das Pikaß! Natürlich! Nun lag es neben dem Buben! Kein Zweifel, kein Zweifel! So deutlich sprachen die Karten selten!

Mutter Leroux fingerte verlegen zwischen den bunten Kärtchen umher. Komme sie der Mutter sagen — und das Honorar würde bei einer guten Nachricht auch besser ausfallen!

„Ich sehe — Gefahr —“ begann sie zögernd. Frau Duplessis erbläzte. „Sie geht vorbei — Ihr Sohn —“

Madelon hat es nicht länger in der Küche gebildet. Im Vorbeigehen öffnete sie noch die

Flurüre — die Kohle kam immer um diese Zeit — schlich neugierig ins Zimmer, trat neugierig an den Tisch und sah über den gekrümmten Rücken der Quacksalberin auf die bunten Wälder. Sie kannte die Bedeutung jeder einzelnen Karte genau; war sie doch schon seit Jahren die Klientin der Mutter Leroux.

„Mein Herr und Gott!“ freischte sie und wies mit zitternden Fingern auf das Pikaß. „Der Tod! Der Tod im Haus.“

Frau Duplessis fuhr jäh in die Höhe. Ihr Herzschlag setzte eine Sekunde lang aus und trieb dann das Blut mit verdoppelter Stärke ins Hirn. Ihre Augen trübten sich; wie durch einen Schleier sah sie Yvonne, die kleine Yvonne blaß, atemlos vor Erregung vor sich stehen. Yvonne, die Gaston lange gut gewesen! Kam sie schon — wußte sie —

„Erstrecken Sie nicht, Frau Duplessis!“ rief Yvonne, halb erstickt vom schnellen Lauf, hervor. „Ihr Sohn ist — Gaston.“

Frau Duplessis warf beide Arme in einer tragischen Bewegung in die Höhe. „Tot!“ jagte sie tonlos, wie ausatmend. Dann stürzte sie schwer zu Boden.

Werder blüht.

Von Erich K. Schmidt.

Ich liebe das melancholische Havelnest wie eine schöne Frau, die man nur in seidnen Gewände sieht. Es ist für mich zeitlos, ohne Alltag, ein paradiesischer Unterschlupf, ein Brennpunkt feierlichen Frühlingsgefühls. Es ist für den gefesteten Alphaltrittouire die leuchtende Duvertiere sommerlichen Lebens mit Sonnenglast, Blättergeranien, azurner Himmelskuppel voll weißer Wolkenfrische und hellen Frauenkleidern, die über die Höhen wie selige Segel wehen.

Man wird hier, so man sich alt und müde fühlte, wiebet Jüngling und Schwärmer, Traumbold und Phantast, und an allen Blütenzweigen hängen Erinnerungen gleich köstlichen Sternen, die man tief verfunken währte.

Jene, die alljährlich Deutschlands leuchtendste Landschaften genießend durchpilgern, die die Welt in friedlichen Jahren bis zu den letzten

heroischen Winkeln durchfahren, werden lächeln und Genügsamkeit vermuten. Doch ich lasse mir meine Schwärmerei nicht rauben, dieweil mir jene Schönheiten noch eine fremde Sage sind, und ich weiß, daß die Mark ringsum für viele Taufende ein Paradies bedeutet, danach man sich in jedem Frühlings feht. Die Welt ist überall voll Gnade und Pracht, wenn der Himmel türkise Farbe zeigt; wenn junges Grün zu alten Bäumen schwillt; wenn Gewässer gleich blaue gewundenen Bändern ziehen; wenn der Frühlingswind, milde wie Zephyrhauch, um die Stirnen schwingt. Und Werder ist ein Blütenmeteor, das rasch in Tiefen fällt.

Der Kluge wird die Stunden suchen, da sich keine Menschenklumpen in Abteilen ballen, denn darunter kann auch gute Stimmung leiden. Und die Sonntage mögen oft die Blüten in grauen Staub hüllen, vom Geschar vieler Füße entfacht; vorwärts gestoßen, gleich beklemmendem Hauch. Aber wochentags und in den Morgenstunden ist die Stadt voll Frieden wie ein Dom; voller Blütenferzen, still und sanft. Am Bahnhof stehen Frauen mit bunten Fähdchen; mit Postkarten, so rosig und blau wie nirgends in der Welt. Man wird in schöne Illusionen gestürzt, wenn man nur Blütenchwärme und Blütenchwärme sieht, ohne Stamm, ohne Ast, ohne Zwischenraum. So ist es nicht. Aber die Wirklichkeit ist immer schöner als der Land, der sie zu übertreffen sucht. Und man ignoriert die Karten fühl und schreitet behende vorwärts, den alten Traum von neuem zu genießen.

Siehe, schon schwankt die Last der Blüten an ersten Stämmen, zwischen Säulern, die Duft umwallt. In den Gärten stehen Büsche, die wie rosige Seelsterne, nach allen Seiten ihre schimmernden Arme jenten. Die Straße ist sauber und blank, und die Häuserchen, anspruchslos und von Zweigen freundlich umrahmt, gleichen kleinen Kastellen, darinnen man Prinzessinnen hinter Dornen schlafend wähnt — bis irgendeine böse Stimme leidend schwillt.

Man muß sie überhören. Man muß Boesie um alle Wände weben, daß der Alltag verfinst; daß die Menschen mit ihrem Gestöhn ersticken. Das ist nicht schwer unter Blütengefunkel.

Schon werden die Höhen zur Rechten freier, die Bäume stehen dicht gepreßt, und hinter jener

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50

In unserer Verlage erschien:

Preussisches Fischereigesetz

Nach den übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Landtages vom 22. und 31. März 1916

Amtliche Ausgabe

Preis 50 Pfennig sowie 10 Pfennig für Porto gegen vorherige Einfindung des Betrages.

Im Verlage der Preussischen Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50, ist erschienen

Plate, Handbuch

für das

Preuß. Abgeordnetenhaus

587 Seiten Großoktav.

Das Buch enthält die Geschäftsordnung, die Preussische und die Reichsverfassung, eine sorgfältige Bearbeitung der Wahlvorschriften für das Abgeordnetenhaus, die Lebensbeschreibungen und Bildnisse aller Mitglieder des Hauses, eine ausführliche Statistik der letzten Abgeordnetenwahlen, die Programme und Wahlauffufe aller Parteien, sowie eine Reihe interessanter finanzstatistischer Tabellen, worunter eine Zusammenstellung der Brutto- und der Nettoeats seit 1903. Es wird allen politisch interessierten Kreisen, namentlich den Wahlvereinen in Stadt und Land, aufs Dringendste empfohlen.

Preis in Leinwand gebunden 7,50 M.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Bei Bezug von Waren bitte sich auf dieses Blatt zu berufen

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.

Berlin SW, Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 und 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	1,-
1909er Remicher	1,10
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer-Weine

1908er Gensinger	1,-
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	2,-

Rot- und Bordeaux-Weine

Fronsac Bordeaux	1,30
1911er Cru du Moulin	1,50
1909er Saint Seurin	1,75
1911er Cru Bayle Soussans	2,-

Als Spezialität empfehlen wir: per Ltr.

Französischer Rotwein	1,75
Obermoseler	1,10
Edenkobener	1,10
Tarragona (rot) portweinähnlich	2,25

In Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um geist. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Eeben erschienen:

Gebet des Kaisers

von

Harvey Sheff

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung

von

Oskar Pash

Königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

Beuge stürzen ganze Blütenkatarakte die Hügel-
flanken hinunter.

Seltige Pracht. Duftender Schnee. Rordie
Lavinien aus Blüten gefornit. Und auf den
Söhen wehen Fahnen in Schwarz-weiß-rot; man
steigt empor und sieht die Menschen friedlich
unter Bäumen sitzen, wie ehedem, lächelnd und
trinkend, vielleicht um eine Nuance stiller als
sonst — grolles Lachen bleibt vereinzelt und er-
weckt kurze Unmut auf den Stirnen — und nur
die Preise haben sich total verändert. Doch wir
wollen Materielles vermeiden . . .

Hinter der Balustrade fällt der Hügel steil
ab, unten sind die Menschen zwergeklein; aber
ringsum breitet sich ein sanftes Panorama aus,
mit fernem Wälderrücken; Dörfern, die sich klein
und malerisch, mit roten Dächern, in die Tiefe
ducken. Kirchturmpfützen zeigen himmelwärts —
doch sie bleiben tief unter den Blicken des
Schauenden.

Die Havel bildet eine Insel, blaue Bänder
fließen um einen Zipfel Werders herum, das
Sonnenlicht überwölbt den ganzen Prospekt mit
gelber Magie, so das alles traumhaft, unwirklich
wird. In der anderen Seite, wo der Hügel sich
weiter weilt, stürzen wieder breite Blütenbäche
in die Tiefe; es beginnt dicht unter einem, wo
man jedes Mättchen noch erkennen kann, dann
verschwindet es weiß wie Schnee, so daß man
einen neuen Winter nahe wähnt. Doch dieser
Schnee ist voll Duft und Wärme, die Sonne
kann ihn nicht schmelzen, aber bald — o Trauer
— wird er verwelken und fallen . . .

Man muß gehen.

Man wandert leicht und lebendig die Treppe
hinab, in die Straße hinein, die zur Stadt
hinunter führt. Da hängen wieder Blüten über
allen Zäunen, und so man die Augen hebt, sieht
man über sich die helle Blust, das perlende Grün
der Blätter und dazwischen blaue Himmelsfetzen,
so tief und rein, wie eben nur an ganz begnadeten
Tagen, da man seine Jugend sucht, auf Erinne-
rungen fahndet wie ein Jäger auf künftliches Wild.

Im Städtchen stehen die Bürger vor den
Türen und gucken nach dem Krunk der Groß-
stadtdamen, die geruhig schreiten und sich be-
wundern lassen.

„Gut die einen weiten Hof! Und so kurz!“
Man glaubt sich fern in der Provinz.

Dann blinkt die Havel blau. Kinder halten
Regenwürmer in gewölbter Hand, und Angeln

reiten, tauchen tief in die Flut. Kleine Fische
wimmeln um den Köder.

Die Straßen werden eng, die Häuser klein,
man kann die Dächer betreten. Grüne Fenster-
läden hängen wie geheimnisvolle Siegel über
den Scheiben.

Man kommt an den Strand. Boote schaukeln
sanft. Altes Holz mit moirichen Nudern. Braune
Netze sind, so weit man sieht, zwischen Pfählen
ausgespannt. Dazwischen hängt Fischgeruch.

Das Wasser plätschert um die Stege. Der
Wind hat stärkeren Stoß. Die Sonne fällt
unmerklich zu Horizonten. Man geht zurück
durch die ganze Stadt, mit giebligen Häusern,
eng, verbaut, aus Vorzeiten überkommen. —
Dann steigen die Blütenhügel wieder zur Vinten
in die Höhe. Die Restaurants sind von bunten
Fahnen überwallt. Die wehen wagerecht im
Himmelsblau.

Möglichlich aber gelst eine Glode; ein Dampfer
legt am nahen Ufer an; man geht durch eine
kurze Straße und sieht schwarzen Rauch aufs
Wasser niederwehen.

Menschen hüpfen von der Bordwand auf den
Brückensteig und gehen schwankend an Land. Den
Blüten zu. Andere besteigen den Dampfer, um
gen Poissdam zu fahren. Man sucht sich einen
Platz unter buntem Verdeck. Klingellärm. Dann
zittert der Körper des Schiffes. Die Maschine
arbeitet in kurzen Stößen.

Das blühende Werder treibt in die Ferne.
Man sieht noch Blütenfahnen abwärts rollen.
Fahnen winken. Dächer zerfließen in fernem
Grün.

Dann wird alles ein bläulicher Schemen —
fahrt wohl, o Traum. Selige Blust, auf Wieder-
sehen!

Der Dampfer stößt weiß in den sinkenden Tag.

Kriegs-Allerlei

Der „Poiss“ als Ginfelder.
Von dem romantischen Dasein eines franzö-
sischen Deserteurs, der in einem verborgen ge-
legenen Winkel der Wälder in der Gegend von
Doulouze aufgegriffen wurde, weiß der „Matin“
zu berichten: Ein 35-jähriger Infanterist des
144. Regiments hatte sich nach Ablauf seiner
Urlaubszeit nicht wieder an der Front eingefunden,

und alle Bemühungen, den Deserteur einzufangen,
blieben erfolglos. Eines Tages aber entdeckten
Kinder, die im dichten Wald südlich von Doulouze
herumkletterten, ein seltsames Bild. Zwischen den
Leisten hoher alter Bäume fanden sie eine Art
Nest, in dem ein verwildert aussehender Ginfelder
sich wie Robinson ein primitives Mahl kochte.
Die herbeigerufene Gendarmerie stellte in dem
Wald, dessen Auffspürung die ganze Gegend in
Aufregung brachte, den kriegsmüden „Poiss“ fest,
der alsbald nach dem nächsten Militärgefängnis
übergeführt wurde.

Rätsel-Ecke

- Rätsel.**
- I.
Ich habe zwei Flügel und kann nicht fliegen,
Ich hab' nen Rücken und kann nicht liegen,
Ich hab' ein Bein und kann nicht stehen,
Ich trage die Witte und kann nicht sehen.
- II.
Was fest durch Eisen
Den Dieben wehrt,
Wird umgeleht
Euch wider heißen,
Wenn ihr's verzeht.
- III.
Hätten mich die Letzten Weiden
Mit dem Eisen froh begrüßt,
Wärd' ich reicher sein an Freuden,
Als des Ganzen Paisha ist.
- IV.
Schon zweimal trug die Welt mein Joch,
Und, fest man mich stückwärts, so trägt sie es noch.
Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

- Sonnenuhr — Radschuh — Bienehof — Krebschere —
- Salzbad — Stedenpied — Schneedenbau — Kaffeemühle —
- Gewehrbaum — Nagelstich — Eigebock — Schneeglöckchen —
- Hahnenstamm — Bretterwand — die im Windespiel —
- Gehäufelose — Federbusch — Kegelföng — Schneemann —
- ABC Schüge — Uhrschlüssel — Schiebkarren — Rod-
futter — Palmtäschchen — Bauer im Schachspiel — Klavier-
spieler — Stiegliecht — Stammbaum — Fuß eines Bergs
- Papstentrich — Ueberwurf — Holzstoß — Baumschlag.

Extra starke Hienfong-Essenz
à Dtz. M. 2.50, wenn 30 Fl. M. 6. — porto-
frei. Karmelitergeist à Dtzd. M. 2.50,
echt austral. Eucalyptusöl à Dtzd.
M. 2. — grosse Flaschen. — Leistungsstärkste Bezugsquelle für **Thüringer med.**
Spezialitäten. Fabrik chem.-pharm. Präparate **Louis Stauch**, Königsce, (Thür.) 35

Clichés
in Autotypie und Strichätzung liefert
schnellstens und billigst **Wihelm Greve**,
Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Grosse Betten 21⁵⁰ M.
(Oberbett, Unterbett, 2 Kissen)
mit doppeltgeräumten, neuen Bett-
federn, bessere Betten 32. — Matrat-
ze, schräge Betten 26. — 29. — 36. —
40. — 52 50 Matratze, Berlin und
Köln. Preisliste, Proben tollentfrei.
Gustav Prünzstr. 46
Berlin 180 **Lustig**
Gedrit. Spezialgeschäft Deutschlands.

**Denkmal Gebirgs-
Wacholderessenz**
Allbewährtes Blutreinigungsmittel
10 Pfund-Blechkanne M. 7.50
Preis 100% über alle
1 Pfund Warenprobe für 80 Pfg.
im Vorausentfremt.
Laboratorium P. Seifert, Dittersbach Nr. 52
bei Waldenburg (Schlesien) Gebirgs.

Anzeigen
haben in diesem Blatte eine
weite Verbreitung.
Sommersprossen
entfernt zur Crème Any in
wenigen Tagen garantiert!
Machen Sie einen letzten
Versuch; es wird Sie nicht
reuen! Irko. M. 2.70 (Nachn.
2.85). Gold-Medaille London
Berlin, Paris 1882 notariell
beglaubigte Dankschr. be-
sitzt hierfür nur d. Apotheke
Z. Eisenmann, Strassburg 16 Els.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Silehne

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren,
welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirt-
schaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil
haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit
Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18. — franko.**

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G.m.b.H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . Friedberg (Oberbay). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beizulegen.

Dr. A. A. . . Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschenden Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . Koseim. . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . . .

Dr. N. . . Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Bädekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eisfeld, Neurölin — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G.m.b.H., Berlin SW 68. — Notationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin SW 68.

